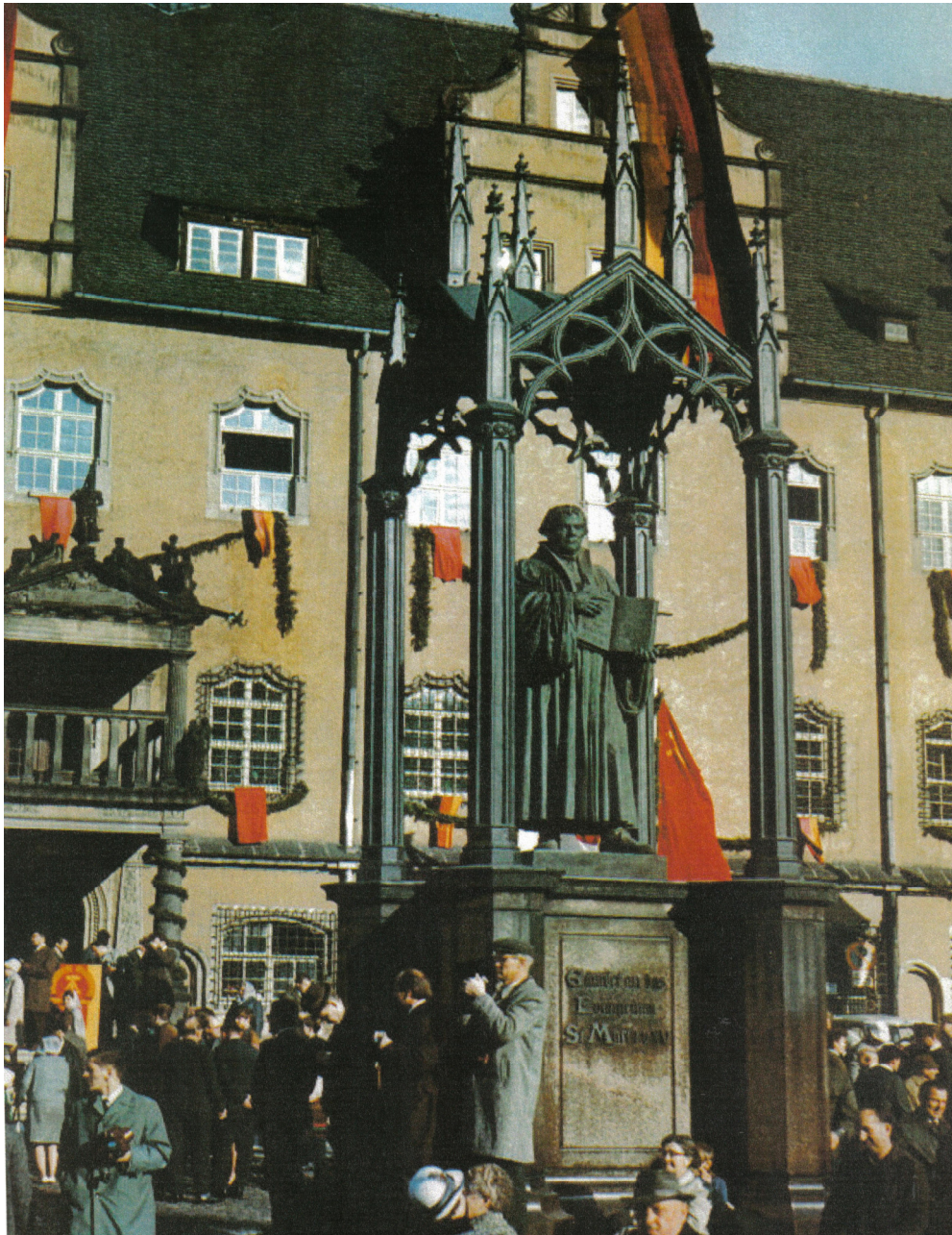


Gehört Martin Luther der DDR? **



* Der Autor (*1940) hat Rechtswissenschaften, Politikwissenschaften, Philosophie und Erziehungswissenschaften an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn studiert, war dann von 1968 bis 1971 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Regensburg und absolvierte sein erstes (1966) und zweites juristisches Staatsexamen (1970). Danach Rechtsanwalt und in der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) in München und Bonn tätig. Ab 1974 Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung und später Referatsleiter der MPG in München. Von 1991 bis 2005 war er Kanzler der Universität Leipzig. Er ist Vorsitzender des interDaF, einem Institut für voruniversitäre Sprachkurse in Deutsch, am Herder-Institut in Leipzig. Zudem ist er Herausgeber mehrerer Bände des in Leipzig erscheinenden Theodor-Litt-Jahrbuchs.

** vom Oktober 1983. Der Text folgt dem Nachdruck in: Peter Gutjahr-Löser, Können Sie folgen?, Leipziger Universitätsverlag 2005. Die Fotos sind hier erstmals verwendet. Diese habe ich bei dem, diesem Artikel auch zu Grunde liegenden Besuch im Jahr 1967 gemacht.

Nach dem Verständnis der SED-Führung ist die DDR die Erbin und Vollstreckerin aller guten Traditionen der deutschen Geschichte. Jahrestage bedeutender Gestalten, die sich im Sinne der materialistisch-fortschrittlichen Geschichtstheorie interpretieren lassen, werden daher mit allem Pomp gefeiert, dessen totalitäre Diktaturen zu allen Zeiten fähig waren. Martin Luther hatte bereits 1967 die Ehre, auf diese Weise zum Nationalhelden befördert zu werden, als der 450. Jahrestag des Wittenberger Thesenanschlags begangen wurde. Die DDR feierte seinerzeit den Reformator und sich selbst unter dem Lenin-Zitat: „Auch das deutsche Volk hat seine ruhmreiche revolutionäre Vergangenheit!“, worunter Lenin den im Gefolge der Reformation ausgebrochenen Bauernkrieg verstand. Das trutzige Lied der unterlegenen Bauern: „Die Enkel tragen's besser aus!“ wurde ins Präteritum gesetzt und den Festzug deutscher Geschichte, den man am 31. Oktober 1967 durch die Wittenberger Collegienstraße ziehen ließ, beschloss folgerichtig das „glückliche Volk der DDR“ mit Mähdreschern, Arbeitswerkzeug und Porträts der sozialistischen Führer.

Seinerzeit tat man mit der Figur Luthers noch schwer weil seine positive Würdigung mit dem brutalen Kirchenkampf der SED nicht zusammenpasste. Das führte zu einigen Verrenkungen. So war Luther auf dem Festwagen, der den Thesenanschlag gegen den Ablasshandel darstellte, von einem kräftigen Handwerksburschen, Berthold Tamm, begleitet, der dem saft- und kraftlosen „Mönchlein“ und Gelehrten die Schwerarbeit des Anheftens seines Plakates an der Schlosskirchentür abnahm und – alle zwanzig Meter des Festzuges – mit wuchtigen Hammerschlägen das neue Zeitalter und den Beginn der „frühbürgerlichen Revolution“ ankündigte.



Martin Luther und ein Handwerksbursche beim Thesenanschlag



Professoren der Universität Halle-Wittenberg im Festzug



Mosaik am Turmhelm der Wittenberger Schlosskirche mit dem Anfang des Lutherliedes

Wohl unbeabsichtigt, aber doch bezeichnende Parallelen bloßlegend, wurde die Thesentür auf dem Festwagen dargestellt: sie war der heutigen Form dieser Tür nachgebildet, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von den Hohenzollern gestiftet wurde, als diese versuchten, das Andenken an den Reformator der preußischen Geschichtsdeutung dienstbar zu machen. Damals wurde die Schlosskirche mit den Gräbern Luthers und Melanchthons zu einer nationalen Gedenkstätte umgestaltet und ihr Turm mit einem Helm geschmückt, der in seiner Form Anleihen bei der preußischen Pickelhaube genommen zu haben scheint. Dass man diese Haube mit dem ersten Vers des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ versah, geschah keineswegs aus demütigem Gottvertrauen, das uns aus allen Schriften Luthers anweht, sondern drückt jenes nationale Pathos aus, das Kennzeichen des wilhelminischen Deutschland werden sollte. Die Parallele zu dem Schutz- und Trutz-Denken der Machthaber in der DDR reicht bis in das Emblem, das man 1967 für die „nationalen Jubiläen der DDR“ (Thesenanschlag, Wartburg-Fest und Oktoberrevolution in Russland hatten jeweils runde Jahrestage) entwarf und das auch aus Anlass des 500. Geburtstages Lu-

thers im Jahr 1983 wieder Verwendung findet: Es basiert auf Luthers Wappen, der „Lutherrose“, der man Zinnen aufgesetzt hat, die einen Bezug zur Wartburg herstellen sollen. Feierte das wilhelminische Deutschland in seinem Lutherbild Gefühle nationaler Überlegenheit, stellt die DDR-Führung auf sozialistische Kampfbereitschaft ab. Beide Male entsteht ein trutziges Lutherbild, eine heroische Pose, zu der allenfalls die häufig derbe Sprache, kaum aber die ganze Person Luthers Anlass bietet.

Die Schwierigkeiten, die man in der DDR noch 1967 mit der Person Luthers hatte, wurden damals in einer dickbändigen Trilogie im besten sozialistischen Realismus von dem Wittenberger Schriftsteller Hans Lorbeer ausgebreitet. Die Titel seiner drei Romane signalisieren das Problem: „Das Fegefeuer“, „Der Widerruf“ und „Die Obrigkeit“. Stellt der erste Band – in ihm begegnen wir zum ersten Mal dem bereits genannten Handwerksbuschen, der den Thesenanschlag ausführt – die Befreiung des Menschen aus mittelalterlicher Unmündigkeit und im Aberglauben befangener Dumpfheit dar, deckt das zweite Buch die Gründe dafür auf, warum Luther die soziale Revolution der Bauern im Jahr 1525 verraten habe. Das dritte, für die Lutherinterpretation nicht mehr sonderlich wichtige Werk schildert in epischer Breite die Niederlage Thomas Müntzers und seiner Gefährten, denen nach Lorbeer vor allem zum Verhängnis wird, dass sie untereinander zerstritten sind.

Dass die DDR-Führung sich 1983 fester im Sattel fühlt, belegt der Umstand, dass man sich die geschilderten Verkrampfungen heute spart. Sicher, die Lorbeer-Trilogie liegt in zwölfter Auflage in den Buchhandlungen. Lorbeer wird neben Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Lucas Cranach und dem Buchdrucker Hans Lufft in einem amtlichen Stadtführer unter die fünfzehn größten Wittenberger Persönlichkeiten eingereiht. Wichtiger aber scheint zu sein, dass man Luther selbst zu Wort kommen lässt. Die „September-Bibel“, die erste Fassung von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments, die er auf der Wartburg schuf, ist in einer, wenn auch bescheiden ausgestatteten Faksimile-Ausgabe zu haben. Daneben steht eine geradezu sensationell anmutende Anthologie: „Dem Luther aufs Maul geschaut“. Das Buch enthält über weite Passagen Aussagen des Reformators zum Predigtamt, zu Ehe und Familie, über große und kleine weltliche Freuden. Es enthält auch Ermahnungen an die Fürsten, ihr Amt als Auftrag aufzufassen, für dessen Erfüllung sie Rechenschaft ablegen müssen. Aber es fehlt die berühmte Philippika „Wider die mordenden und sengenden Bauernrotten“, die bei Lorbeer noch im Zentrum der Begründung für Luthers „Versagen“ steht. Wer gar in offiziellen Verlautbarungen zur „Staatlichen Lutherehrung der DDR“ den Namen Thomas Müntzer sucht, wird enttäuscht. Kurz vor dem Orwell-Jahr demonstriert das Regime, wie man Geschichte nachträglich umschreiben kann!

Der positive Nebeneffekt ist in der Tat, dass die Kirchen in der DDR etwas mehr Spielraum gewonnen haben. Neben einer erheblichen Verbesserung mit religiöser Literatur – wenigstens in Reichweite der Reformationsgedenkstätten sieht es so aus – kann man dies vor allem an Kleinigkeiten ablesen: An den eher tristen Anschlagtafeln war den ganzen Sommer über ein kleines, zweifarbiges Plakat zu finden, das auf die regionalen Kirchentage der einzelnen Gliedkirchen hinwies. Öffentliche Werbung für kirchliche Veranstaltungen hat es bislang in der DDR nicht gegeben.

Die vielen Touristen des westlichen Auslandes, die im Laufe dieses Jahres die Reformationsgedenkstätten besucht haben, werden darüber hinaus geneigt sein, eine Verbesserung der Lage der Kirchen vom Zustand dieser Gedenkstätten abzuleiten. Das ist ein der DDR-Führung sicher sehr willkommener Nebeneffekt. In Wahrheit kann dies aber gerade an dem Zustand der Gedenkstätten nicht abgelesen werden. Die Schlosskirche ist – wie bereits erwähnt – schon von den Hohenzollern zum Museum umgestaltet worden. Sie hat jetzt neue Glasfenster erhalten. Auch die Mosaikinschrift „Ein feste Burg ist unser Gott“ wurde erneuert, was die Wittenberger zu dem spöttischen Vorschlag veranlasst hat, den Beginn der zweiten Strophe des Lutherliedes am Haus der SED-Kreisleitung anzubringen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!“

Die Stadtkirche, Luthers Predigtkirche, hatte bereits im 18. Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren, war aber seither recht verfallen. Sie ist mit Hilfe von Materialspenden aus der Bundesrepublik und einer bewundernswerten Anstrengung der Wittenberger Kirchengemeinde in einen erfreulichen äußeren Zustand gebracht worden. Der Jubiläumstourismus geht aber an ihr nicht spurlos vorbei: Wer sie 1967 betrat, um stille Andacht zu halten, konnte dafür keinen besseren Platz finden. Jetzt lassen die zahlreichen Führungen, die fotografierenden Besucher und die herumtollenden Kinder dafür keinen Raum.

Das ehemalige Augustinerkloster, das Luther von Herzog Friedrich dem Weisen als Wohnhaus zugewiesen worden war, ist im Jahr 1883 – am 400. Geburtstag Luthers – als Reformationsmuseum mit dem Namen „Lutherhalle“ belegt worden. Die DDR hat daraus den Namen „Staatliche Lutherhalle“ gemacht, um darauf aufmerksam zu machen, dass die Sammlungen und die Gestaltung dieses Museums ihrer und nicht der Obhut der Kirche unterliegen. Der Aufwand für die Wiederherstellung und Ausgestaltung war groß. Die Konzeption ist überzeugend, die Ideologie bleibt vor der Tür. Die

Fachausstellungen – etwa zur Bibelübersetzung vor und bis Luther – sind sicher wegweisend. Auch die historische Darstellung und Interpretation der Reformation folgt keineswegs den erwähnten vulgären Propagandatraktaten früherer Jahre. Im Mittelpunkt steht zwar die geistes- und sozialgeschichtliche Entwicklung, während die Theologie für westliche Betrachter sicher etwas zu sehr in den Hintergrund tritt. Solange die Darstellung allerdings so sehr der Sache verpflichtet bleibt, wie dies hier geschehen ist, ist das sicher legitim. Es geht dem Besucher wie an anderen Orten, an denen er Zugang zu wichtigen Dokumenten der Geschichte und der Kunst findet, vor Ablassbriefen, der päpstlichen Bannandrohungsbulle, vor den unzähligen Pamphleten des großen Ringens des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts, vor Cranach-Gemälden und vor den ersten deutschsprachigen Bibeln. Der mehr am kirchlich-theologischen Geschehen interessierte Besucher ist zwar darauf angewiesen, manches aus den Exponaten selbst abzuleiten, etwa aus der Sammlung von Gedenkmedaillen, er hat aber die Möglichkeit dazu, den historischen Quellen ungehindert zu begegnen.

So erfreulich diese Entwicklung sicher ist, so wenig kann aber daraus auf die Lage geschlossen werden, in der sich die Kirchen der DDR befinden. Vor allem erlaubt die

Art der Organisation der Touristenbesuche keinerlei Kontakt zu den Gläubigen der DDR. Westliche Besucher – vor allem aus den USA, den Niederlanden und Skandinavien – werden in einem rationalisierten Verfahren durch Wittenberg geschleust: Sie kommen per Bus an der Schlosskirche an und haben maximal zwei Stunden Zeit, um die Gedenkstätten, die alle an einem Straßenzug liegen, zu besichtigen. Ist Mittagszeit, gibt es – im Cafeteria-Stil – einen „Quick-Lunch“ im „Schwarzen Adler“, für den genau zwanzig Minuten einkalkuliert sind. Der Kauf von Andenken vollzieht sich im Museums-Kiosk. Der DDR-Reisebegleiter wechselt zu diesem Zweck westliche Währungen in DDR-Beträge aus der Handtasche. Am anderen Ende der Stadt wartet bereits der Bus, um die Besucher weiterzubringen. Übernachtungen sind nicht möglich. Der „Schwarze Adler“ verfügt zwar über einige Zimmer. Man kann sie aber nicht anbieten, weil sie den zu erwartenden Komfort nicht bieten.



Wittenberg 1967: Collegienstraße mit „Leucorea“

Der erhebliche Aufwand, den die DDR-Führung treibt, um im Jahr 1983 Luther als eine der positiven Vorläufergestalten zu würdigen, die die Legitimität des SED-Staates belegen, die ideologischen Hürden, die dabei von ihr überwunden werden müssen, um einen der großen Theologen der Christenheit zu einem Helden der materialistischen und atheistischen Geschichtstheorie zu machen, werden erleichtert durch die Unkenntnis über diesen Mann, von dem zwar jeder glaubt, etwas zu wissen, dem in seinen Aussagen aber nur wenige direkt und unvermittelt begegnet sind.

Angesichts des Verlustes an historischen und insbesondere geistesgeschichtlichen Kenntnissen in der westlichen Hälfte Deutschlands und des Aufwandes, der auf der anderen Seite der Grenze getrieben wird, mag es manchem Beobachter als gerechtfertigt erscheinen, die Frage, ob Luther der DDR gehöre, zu bejahen. Wo man aber auch auf Luthers Werk direkt zurückgreift, fällt eine solche Theorie in nichts zusammen. Um dies zu belegen, sei hier auf seine Auslegung des „Magnificat“ eingegangen, auf jenes Lied Mariens zu Gottes Lob, das zum zartesten und zugleich männ-

lichsten gehört, was der Reformator je geschrieben hat. Er beginnt diese Arbeit wenige Tage vor seiner Reise zum Reichstag nach Worms im Jahr 1521 und beendet sie während seines Aufenthaltes auf der Wartburg – also in einer Zeit, die ihn an einen entscheidenden Punkt seines Lebens führt. Er schreibt diese Arbeit auch nicht, um sich selbst in den Elfenbeinturm frommer Betrachtung zurückziehen zu können, um einmal „abzuschalten“, wie man geneigt sein könnte anzunehmen, sondern er verfasst dieses Werk als seinen schönsten Beitrag zur Prinzerziehung – als Brief an den Thronfolger des kursächsischen Herzogs.

Dieser überraschende Adressat der Arbeit wird auf das Anliegen des Autors mit großer Einfühlung hingeführt. Zugleich ist gerade diese Stelle der Auslegung des „agnificat“ ein Schlüssel für die Übersetzerkunst Luthers. Das Lateinische „humilitas“, das die Vulgata benutzt und das in der Kirche bis dahin mit dem Vers verdeutscht wurde: „Er hat die Demut seiner Magd erkannt“, übersetzt Luther mit „Niedrigkeit“ und begründet das so: „Das Wörtlein ‚humilitas‘ haben etliche hier zur Demut gemacht, als hätte die Jungfrau Maria ihre Demut angezogen und sich dessen gerühmt! Weil es denn nun Gottes Art ist, in die Tiefe auf unansehnliche Dinge zu sehen, habe ich das Wörtlein ‚humilitas‘ verdeutscht in ‚Nichtigkeit‘ oder ‚unansehnliches Wesen‘, dass die Meinung Mariae die sei: ‚Gott hat auf mich armes, verachtetes, unansehnliches Mägdlein gesehen und hätte wohl reiche, hohe, edle Königinnen, Fürsten und großer Herren Töchter gefunden. Er hätte doch wohl Hannas und Kaiphas Töchter finden können, welche die obersten im Land gewesen; aber er hat auf mich sein lauterer, gütiges Auge geworfen und so eine geringe, verschmähte Magd dazu gebraucht, damit niemand sich vor ihm rühme, dass er dessen würdig gewesen wäre‘ ... Darum, wie ich gesagt habe: Rechte Demut weiß niemals, dass sie demütig ist.“ Die Verse, die dem folgenden Lob Gottes geweiht sind, benutzt Luther zu der für ihn allein wichtigen Erklärung, dass die hohe Stellung des Fürsten (des „Politikers“!) nicht seiner menschlichen Qualitäten wegen besteht, sondern allein, um seinem ihm von Gott anvertrauten Amt gerecht werden zu können.

Die anschließenden Seiten sind eine in der Form respektvolle, in der Sache – wie wir heute sagen würden – „knallharte“ Aufforderung an den künftigen Regenten, sein Amt in der Furcht Gottes auszuüben. Die Berechtigung der Rücknahme ihrer Kritik an dem „Fürstenknecht“ Luther durch die SED-Ideologen scheint in diesen Kapiteln von Luther selbst niedergeschrieben zu sein. Und doch ist etwas ganz anderes das Anliegen Luthers: Da er die Qualität der Regierung eines Fürsten als von der Gnade Gottes abhängig begreift, da Gottvertrauen alles, der eigene Beitrag zur Seligkeit nichts ist, kann er die „Zeitbedingtheit der geschichtlichen Mächte und Gestalten“ sehen (Gollwitzer). Obwohl er das kopernikanische Weltbild ablehnt, ist er vor der seinerzeit in Blüte stehenden Astrologie sicher: „Während Philippus (ergänze: Melanchthon) die Astrologie betreibt, trinke ich einen starken Trunk Bier, wenn ich schwere Gedanken habe.“

Aus seinem Gottvertrauen allein erklärt sich sein Mut, der ja – wie das Beispiel der Übersetzung des Magnificat beweist – nicht auf seinen Auftritt beim Reichstag beschränkt war. Moderne Wissenschaft belehrt uns zwar, dass der Satz „Und wenn ich



wüsste, dass morgen die Welt untergeht, würde ich doch heute mein Apfelbäumchen pflanzen“, Luther nur zugeschrieben wird. Sein von den Entwicklungen der Welt nicht weiter beeindrucktes Denken kommt aber in einem solchen Satz doch sehr schön zum Ausdruck. Helmut Gollwitzer, bestimmt nicht verdächtig, Luther „im Interesse der herrschenden Bourgeoisie“ zu interpretieren, belegt dies noch an einem Beispiel, das aktueller nicht sein könnte: „Tritt uns heute an die Stelle der Mütterlichkeit der Natur, die Goethe pries, vom unbewältigten Fortschritt der Natur her die beängstigende Unheimlichkeit der von uns selbst entfesselten Naturkräfte, so sagt uns Luther, dass die Vorstellung von der Mutter Natur uns mit Recht zerbrach, weil sie eine heidnische Täuschung war; die Erkenntnis der Väterlichkeit Gottes allein Kann die Welt uns Heimisch und unbedrohlich und die Technik zu einer Weise unserer Herrschaft und nicht unserer Knechtschaft machen. Nos sumus domini stellarum, sagt er gegen die unsere Abhängigkeit von den Sternenmächten erspürenden Astrologen und würde das Gleiche gegen unser Seufzen unter der Abhängigkeit von der Macht der Maschinen und den gesellschaftlichen Mächten sagen.“ Gollwitzer fährt fort: „Dies ist nicht das Bekenntnis zu einer Herrschaftswürde, die der Mensch aus sich hat - das wäre ein humanistischer Idealismus, der auch dann schon längst antiquiert ist, wenn man ihn heute immer wieder zu beleben versucht.“ – Und sicher gilt dies auch für diejenige

Variante eines Wiederbelebungsversuches, den die materialistisch-marxistische Staatsdoktrin der DDR unternimmt.



Luthers Wirken wird immer umstritten bleiben. Wo man ihn für politisch-praktische Zwecke in Anspruch nahm, hat die Berufung auf ihn manches menschliche Elend, manche staatliche Verirrung, ja die große Katastrophe der Glaubenskriege mit sich gebracht. Befragt man Luthers Werk, ergibt sich, dass völlig anderes sein Ziel und seine Botschaft war: Die Frage, von der Luthers außergewöhnliche Wirkung ausging, lautete: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ Keine ideologische Verrenkung, keine historischen Interpretationskünste können es schaffen, aus diesem Mann einen Kronzeugen atheistischer Geschichtsbetrachtung zu machen. Luther gehört nicht der DDR.

Gehört er der Bundesrepublik Deutschland? – Die Frage ist falsch gestellt. Die Bundesrepublik Deutschland kann man nicht auf diesen oder jenen Großen aus der Geschichte festlegen. Sehr wohl kann man die Bundesrepublik aber darauf befragen, ob sie bereit ist, seiner zentralen Problematik zuzuhören, ob sie Raum gibt, die für ihn wichtigen Fragen zu beantworten, ob seine Anhänger in der Lage sind, seine Botschaft weiter zu tragen. Die formale Freiheit dazu haben wir zweifellos. Wirkt Luthers Werk aber so auf uns, dass es uns fähig macht, zweitrangige Frage von den wichti-

gen zu trennen, die Frage nach Gottes Gnade vor die zu stellen, was mit der Welt morgen sein wird? – Der Friede, der höher ist als alle Vernunft, scheint gegenwärtig gerade die evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik weniger zu beschäftigen als der physische Frieden zwischen den Staaten. Luther – wir wiederholen es – gehört gewiss nicht der DDR. Er scheint aber auch nicht den Menschen in der Bundesrepublik Deutschland zu gehören. Kleinmut ist immer ein Zeichen von Gottesferne.